Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 51 (1971-1972)
Heft: 11

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

L'AGE INGRAT DU ROMAN

Der Essay *Jean-Pierre Monniers* weist alle Qualitäten, aber auch unumgänglichen Unsicherheiten und Ambiguitäten auf, die jedem Glaubensbekenntnis eignen, das sich in objektive Analysen, Dissoziationen und Bestimmungen tarnt[1]. Es steht ausser Diskussion, dass der Romancier Jean-Pierre Monnier die neuen Orientierungen des Romans ablehnt, im besondern die französische Schule des «nouveau roman», fast gänzlich das «Romaneske» der Epik, welche ihm eine diffizile, «undankbare» Periode der Krise zu durchlaufen scheint. Aber der Roman als literarische Gattung befindet sich – in gewissem Sinne – in einem dauernden Zustand der «Krise», seine Bestimmung ändert sich ständig durch sukzessive Anfechtungen. In der Geschichte des Romanbegriffs konstituiert die gegenwärtige nur eine transitorische Phase.

Schon die Tatsache, dass der Autor in seinem Essay – der kürzlich übrigens in einer gediegenen deutschen Übersetzung reaktualisiert wurde[2] – sich die Demonstration einer trotzdem möglichen Begriffsbestimmung vornimmt, unterstreicht diese permanente und, offengestanden, lösbare Schwierigkeit. Solange eine dogmatische Bestimmung, *ne varietur*, legitim zurückgewiesen wird, ist jede Lösung, die des «nouveau roman» oder andere, möglich. Von Interesse ist unter solchen Umständen vor allem die Qualität der Argumente und die Orientierung der verteidigten Position. Es muss darauf hingewiesen werden, dass Jean-Pierre Monnier eine eindeutig kritische Haltung traditionell-konservativer, fast «klassischer» Provenienz vertritt. Seine Vorliebe liegt in einer Zergliederung der Ramuzschen Formel, daher der polemische Ton seines Essays. Der erste Abschnitt von «*L'âge ingrat du roman*» ist unserer Meinung nach auch am besten und überzeugendsten aufgebaut, die Feststellungen sind sachlich, die Argumentation zusammenhängend. Wer beispielsweise Jean Ricardous «*Problèmes du nouveau roman*» und, kürzlich, das Strassburger Kolloquium «*Sur le roman contemporain*» gelesen hat und dann das Buch von Jean-Pierre Monnier aufschlägt, tritt in eine andere Welt: der Kontrast ist schlagend. Im Sinne der Dialektik der literarischen Begriffe bietet der Schweizer Essay eine reale Alternative, eine kritische Auseinandersetzung am Gegenpol.

Aus welchem Grunde durchläuft der moderne Roman, beginnend mit seiner gegenwärtigen Bestimmung, eine diffizile und undankbare Periode? Es werden eine Reihe von Gründen, alle exakt, angeführt: die permanente Krise des «Wachstums», exzessive Praxisunterordnung, ideologische Überforderung, der Exzess an Experiment und Technik, der Einfluss und die – oft überwältigende – Konkurrenz durch die Mittel der Massenmedien, speziell des Films (das Kapitel «Un certain cinéma» gehört zu den besten), die Krise der Sprache; schliesslich, um uns den Essay Robbe-Grillets «*Sur quelques notions périmées*» in Erinnerung zu bringen, die Krise des Helden, der Fabel, des Engagements und äusserlichen Verhältnisses von Inhalt und Form. Aus der Perspektive der literarischen Polemik,

des «Schauspiels», gefällt Monniers Gestus des Nonkonformismus.

Was realiter wesentlich ist in der Ablehnung der «neuen Meister» des Gegenwartsromans, ist das offene Bekenntnis zur These des Romans als Träger universeller Werte, die sich durch epische Fiktion mitteilen und zu essentieller Konfrontation, zum Dialog mit dem Leser befähigt sind. Der Roman wird problematisch, eine Modalität des «Appells» und der «Enthüllung», offen den Grundaspekten des Daseins, stellt er dem Leser die «echteste Frage». Seine höhere Bestimmung ist demnach die Offenbarung der Wahrheit der Authentizität und moralischen Permanenz, ausgedrückt durch die Mittel der Imagination. Es wird sofort klar, dass Jean-Pierre Monnier gleichzeitig die Prämissen des klassischen Romans Balzacscher wie auch den formalistisch-experimenteller Prägung überschreitet. Er bevorzugt einen Romantypus, der zur Verinnerlichung und Antizipation hoher und ewiger Werte des Daseins fähig ist. Für Monnier heisst ein Roman misslungen, dem es nicht gelingt, dieses «Präsentiment» zu suggerieren, das Bewusstsein des Lesers anzusprechen und mithin zu realisieren, was er – zu jedem guten Roman gehörig – als «offensiven Bezug» der Lektüre bestimmt. Alle diese Definitionen überschreiten die strikt «literarische» Problematik des Romans. Monnier weist sogar darauf hin, dass ausserhalb der Lösung des Bezugs «beau, vivant et vrai» im Sinne einer organischen Synthese das Spezifikum der literarischen Kunst vom Autor systematisch «ignoriert» wird. Ein solcher Zentralsatz, verifiziert an Flaubert, Tolstoi oder Proust, zeigt das Mass der «Klassizität» des Essayisten:

«Das Wahre, Lebensfähige, realisiert kraft der plastischen Emotion und gebunden an die Auferstehung der Vergangenheit, ist es, das die volle und reife Form des Romans verkündet, eine ausgeglichene, seine erträumte Form...»

Dass diese Definition auch von der Monnier eigenen Erfahrung als Romancier mitgeprägt wurde, dürfte klar sein. Sie macht sich auch in der eigentlichen Abfassung des Essays fühlbar, die kursiv, ausgeglichen und ausgewogen, nicht übertrieben theoretisch und technisch im Vortrag verläuft. Jean-Pierre Monnier schreibt programmatisch «avec des mots simples». «Wir haben nie gezweifelt am Wert der Vereinfachung, Schmucklosigkeit, Einfalt».

Ein sachliches Programm, von radikaler «Klassizität», und dennoch hat der Autor die gesamte Entwicklung der modernen Literatur durchquert, die – könnte man sagen – ihn widerlegt. Dass er sich ihr nicht gänzlich zu entziehen vermag, beweist unter anderm auch das Kapitel «L'œuvre de lecture»: Lektüre als Re-Kreation, als Mitarbeit (Sartre und Bachelard sind im gegenwärtigen französischen Raum die bekanntesten Vorkämpfer dieser Haltung), wodurch auch das – diffizile – Problem des Publikums zur Diskussion gelangt. Wir haben nicht ganz verstanden, ob Monnier dessen gegenwärtige Ansprüche akzeptiert oder ob er ihm den Rücken kehrt. Das Problem scheint ihn eher zu irritieren. In Wahrheit kann kein moderner Autor sich dieser heikeln Konfrontation entziehen.

Adrian Marino

[1] *L'âge ingrat du roman*, Neuchâtel, A la Baconnière, 1967. – [2] *Bekenntnis zum offenen Roman*, aus dem Französischen übertragen von Margrit Huber-Staffelbach, Verlag Huber, Frauenfeld und Stuttgart 1970.

DAS EPOS DER WIRKLICHKEIT

Neuere Literatur zur Theorie und Technik des Romans

Das Interesse der Wissenschaft für den Roman bedarf keiner besonderen Erklärung[1]. Der Roman gilt als typische literarische Ausdrucksform des bürgerlichen Zeitalters. Er sei «die wahre bürgerliche Epopöe», schreibt Johann Karl Wezel 1780 in der Vorrede zu seinem Roman «Herrmann und Ulrike». Damit ist eine Losung ausgegeben, die die Theorie dieser Gattung grundlegend bestimmt und ihre Praxis zentral charakterisiert. Hegels berühmte und folgenreiche Definition des Romans als «der modernen bürgerlichen Epopöe» schliesst hieran an. «Der Roman im modernen Sinne», sagt Hegel in seiner «Ästhetik», «setzt eine bereits zur *Prosa* geordnete Wirklichkeit voraus, auf deren Boden er sodann in seinem Kreise... der Poesie, soweit es bei dieser Voraussetzung möglich ist, ihr verlorenes Recht wiedererringt» (III, S. 2). Dieser schon früh erkannte enge Wirklichkeits- und Gesellschaftsbezug des modernen Romans hat ihm in Deutschland von vornherein das Stigma einer nicht genuin poetischen Gattung aufgezwungen – ein Stigma, das ihm zum Teil noch heute anhaftet. Der «Dichter» ist «der keusche Jünger der Muse», der «Romanschreiber» aber «nur sein Halbbruder», formuliert Schiller verräterisch (II, S. 61).

Da der Realismus dem Roman immanent ist, so stellt sich dem Kritiker beziehungsweise Literaturwissenschaftler die Aufgabe, den Prozess der Wechselwirkungen zu untersuchen, die zwischen Roman und Wirklichkeit, Fiktion und Realität bestehen. Entsprechend dem mimetischen und zugleich wirklichkeitsbildenden Charakter des Kunstwerks[2] muss man den Roman unter doppeltem Aspekt sehen: als Ausdruck, Darstellung, als Reproduktion und zugleich als Bildung, als Produktion von Wirklichkeit.

Der von *Reinhold Grimm* herausgegebene Sammelband «*Deutsche Romantheorien*» vereinigt zehn Originalbeiträge und sieben Nachdrucke von Aufsätzen, die bereits (meist in Festschriften) in den Jahren 1957–1964 erschienen sind. Aufgenommen sind Arbeiten über den Barockroman (Blake Lee Spahr; speziell über die «Aramena» des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig), Friedrich von Blanckenburgs «Versuch über den Roman» (1774) (Kurt Wölfel), über die Autoren Friedrich Schlegel (Helmut Schanze), Novalis (Gerhard Schulz), Jean Paul (Bernhard Böschenstein), über den «Romanbegriff in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts» (Friedrich Sengle) und «Zur Theorie des Romans im deutschen ‹Realismus›» (Fritz Martini), über Friedrich Spielhagen (Winfried Hellmann), Wilhelm Raabe (Volkmar Sander), Theodor Fontane (Ingrid Mittenzwei), R. M. Rilkes «Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge» (Ulrich Fülleborn), Thomas Mann (Helmut Koopmann), Alfred Döblin (Viktor Žmegač), Franz Kafka (Peter Foulkes), Hermann Broch (Richard Brinkmann), Robert Musil (Dieter Kimpel) und als Abschluss eine Arbeit über «Literatur und Gesellschaft. Zur Theorie des Romans in der modernen Welt» (Günter Rohrmoser).

Nicht berücksichtigt wurden (obgleich sie sich in das Rahmenthema fü-

gen würden) zum Beispiel Wieland, K. Ph. Moritz, Goethe, Eichendorff, E.T. A. Hoffmann, Keller, Stifter, Hofmannsthal, Heinrich Mann, Hesse, Joseph Roth und die jüngste Moderne nach 1945.

Grimm nennt drei Hauptziele der Sammlung: 1. Sie versuche «zu dokumentieren, auf welche Weise eine *umfassende historische Betrachtung* dem Wesen des Romans und einer allgemeinen Romantheorie gerecht werden könne». 2. «Die ausgewählten Gegenstände und die Verschiedenheit ihrer Behandlung sollen... nicht bloss den spezifisch *deutschen* Beitrag kenntlich machen, sondern zugleich... das spezifisch *Moderne* daran» (S. 8). 3. Die Sammlung will «zu einer kritischen Synthese anregen» (S. 8, 14).

Wenn Grimm postuliert, «die Poetik des Romans soll hier aus ihrer eigenen Geschichte hervorgehen; ja, sie *ist* in gewissem Sinne diese Geschichte» (S. 8), so ist damit in der Tat der einzige adäquate methodische Ansatz bezeichnet, um zu einer Poetik beziehungsweise Theorie des Romans zu gelangen. Dass die Theorie einer dichterischen Gattung mit ihrer Geschichte identisch sei, hat uns schon die Historisierung der Gattungspoetik am Ende des 18. Jahrhunderts gelehrt. Allein, die totale, unreflektierte Historisierung der Poetik würde diese selbst aufheben. Dem zu entgehen, müsste die «Geschichtlichkeit» mit einem normativen Ansatz vermittelt werden. Um durch historische Analyse dokumentieren zu können, was gegenwärtig an Poetik des Romans objektiv möglich ist, muss die Kritik einen Massstab besitzen. Dieser Massstab liegt zum Beispiel im Anspruch und in der Aufgabe des Romans, Wirklichkeit zu reproduzieren und zu produzieren. Die Logik seiner Technik ist eine Funktion dieses Postulats. Noch die (scheinbare) Verkehrung dieser Norm in ihr Gegenteil, wie wir sie beispielsweise bei Novalis beobachten können, zeugt von deren Macht und Gültigkeit. «Ihm (Novalis) *ist* das vom Dichter Geschaffene die Wirklichkeit selbst, an der sich die empirische Realität orientieren, in der sie sich aufheben soll» (Schulz, S. 110).

Sengle spricht von der «gesellschaftlichen Unmittelbarkeit der Gattung» Roman (S. 127), im Anschluss an ein Diktum A. W. Schlegels («der Punkt, wo die Litteratur das gesellige Leben am unmittelbarsten berührt, ist der Roman»; II, S. 78). In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts rühmt Marx «die derzeitige glänzende Bruderschaft der Romanschriftsteller Englands – deren anschauliche und beredte Seiten der Welt mehr politische und soziale Wahrheiten vermitteln, als alle Berufspolitiker, Publizisten und Moralisten zusammengenommen von sich gegeben haben»[3]. Und Engels behauptet von Balzac: «*Bei ihm* lernt man die Geschichte Frankreichs von 1815 bis 1848 viel besser als bei all den Vaulabelles, Capefigues, Louis Blancs et *tutti quanti*[4].» Alles dies sind Zeugnisse für die mimetische und wirklichkeitsbildende Potenz des Romans.

Die Fragestellungen, die sich aus der hier nur grob angedeuteten Konzeption ergeben, sind in Grimms Sammelband kaum berücksichtigt (eine Ausnahme bildet vor allem Rohrmosers Arbeit). Hätten denn die «Soziologen des Romans» und die Marxisten zum Thema des Buches gar nichts einzubringen? Die traditionellen, konventionellen Fragestellungen sind eindeutig vorherrschend. Von «methodischer Vielfalt» (Grimm, S. 8) kann eigentlich nicht gesprochen

werden, allenfalls von Variationen des immer gleichen idealistischen Grundmusters.

Die Verkürzung um die historisch-soziologische Interpretation lässt sich als eine allgemeine Tendenz des Sammelbandes beobachten. Andeutungen müssen ausreichen, wo doch ausführliche Erörterungen vonnöten wären. So zum Beispiel wenn Wölfel Blanckenburgs Romanpersonen-Konzeption kennzeichnet: «Die Personen des Romans... repräsentieren nur mehr... das als Innerlichkeit imaginierte einzelne Gattungswesen Mensch, dessen Wesen von seiner Stellung innerhalb einer gesellschaftlichen Hierarchie nicht bestimmt wird. (Dass Blanckenburg, während er den Menschen in seiner ‹blossen Menschheit› zu definieren meint, tatsächlich auch nur einen gesellschaftlich eingegliederten, nämlich den bürgerlichen Menschen bestimmt, wollen wir nicht weiter erörtern)» (S. 44). Auch Wölfels wertvoller Hinweis, dass «in dem Augenblick, in dem Blanckenburg den Charakter-Entwicklungs-Roman als zeit- und gesellschaftskritischen Roman vorstellt, ...die Formung als Deformation, Bildung nun doch als Missbildung» auftritt (S. 59), hätte es verdient, statt als Marginalie, im Mittelpunkt einer Untersuchung zu stehen. Der Gedanke, dass der sogenannte deutsche Bildungsroman am Ende gar auch als «Missbildungsroman» interpretiert werden könnte, dass das, was Goethe vornehm verklärend als «Entsagung» umschrieben hat, auch als Resignation, als Verkrüppelung des im weitesten Sinne sozialen Seins des Helden zugunsten der kompensatorischen Ausbildung seiner Innerlichkeit gedeutet werden könnte, dieser Gedanke sollte, statt bloss als weiteres Klischee dem Klischeebegriff «Bildungsroman» entgegengesetzt zu werden, an der Theorie und Praxis deutscher Romane verifiziert werden. K. Ph. Moritz' «psychologischem Roman» «Anton Reiser» (1785–1790), auf den im Sammelband einzig Wölfel in einer kurzen Nebenbemerkung eingeht (S. 54), müsste dabei eine Schlüsselstellung zukommen. Hier werden – repräsentativ für das Ende des 18. Jahrhunderts – die realen und sozialen Bedingungen der Verinnerlichung dokumentiert.

Vom «Prinzip» der Verinnerlichung, das den Roman von seiner «archaischen Vorform», dem Epos unterscheide, hat auch Thomas Mann gesprochen[5]. Erich von Kahler hat diesem Prinzip und seiner thematischen und formalen Ausprägung einen grossen Essay gewidmet («Die Verinnerlichung des Erzählens», 1957/58). Schliesslich hat Helmut Heissenbüttel noch einmal darauf hingewiesen, dass der Roman die Innerlichkeit des Menschen entdeckt, «vor der Ränge und Hierarchien zur blossen Staffage herabsinken»[6]. Im bürgerlichen Roman kulminiert diese Tendenz, so dass Th. Mann zu Recht Verinnerlichung und Verbürgerlichung gleichsetzen kann («Die Kunst des Romans»).

Im «Anton Reiser» ist das Thema der Innerlichkeit exemplarisch für den modernen deutschen Roman überhaupt entfaltet. «Der Widerspruch von aussen und von innen»[7], der Reisers ganzes Leben beherrscht, sein Eskapismus als Kompensation, die Verdrängung «aus der wirklichen in eine idealische Welt»[8], resultierend aus den objektiven Übeln «der durch bürgerliche Verhältnisse unterdrückten Menschheit»[9]: alles dies sind auch Merkmale, die die Hauptthemenstellung des bürgerlichen deut-

schen Bildungsromans charakterisieren, nur dass der «Anton Reiser» in der Entlarvung der die «innere Geschichte» seines «Helden» bestimmenden sozialen Wirklichkeit unvergleichlich schonungsloser und direkter vorgeht als die meisten deutschen Romane analoger Themenstellung.

Zu den gehaltvollsten und geistreichsten Beiträgen des Bandes zählt Bernhard Böschensteins Jean-Paul-Aufsatz, der sich zum Ziel gesetzt hat, «Probleme der Form und Probleme des Gehalts in dialektischer Zusammengehörigkeit zu sehen» (S. 111). Auch wenn man ein ganz anderes Grundkonzept vertritt, muss man doch anerkennen, dass hier ein glänzendes Beispiel dafür geliefert wird, was die werkimmanente Fragestellung, die jegliche Probleme des Wirklichkeitsbezugs des Romans ausklammert, auf ihrem Gebiet zu leisten vermag und wie sie, konsequent auf die Spitze getrieben, sich selbst überschreiten muss. Eine grosse intellektuelle Kraft, in den Gegenstand einzudringen, ihn zu durchdringen und auf den Begriff zu bringen, zeichnet diese Untersuchung aus. Bei dem hohen Grad seiner Vertrautheit mit dem Gegenstand gerät Böschenstein freilich leicht in die fatale Sprechhaltung eines «Eingeweihten».

An Substanz des Gehalts ist die Arbeit von Winfried Hellmann «Objektivität, Subjektivität und Erzählkunst. Zur Romantheorie Friedrich Spielhagens» der Untersuchung Böschensteins gleichwertig. Spielhagens Romane aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind vergessen, aber seine Romantheorie hat überlebt. Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang die Erörterung seiner Theorie der «objektiven Darstellung» samt deren Antinomien. Die «objektive Darstellung», «als blosse Erzähltechnik vielleicht zeitlos möglich, wird... in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dennoch zur Fassade, und ihre ‹Objektivität› dient nur dazu, die tatsächliche Subjektivität zu verbergen» (S. 165). Stellt man hierzu noch den Aphorismus Goethes, dass der Roman eine «subjektive Epopöe» sei, «in welcher der Verfasser sich die Erlaubnis ausbittet, die Welt nach seiner Weise zu behandeln» (II, S. 58), so ist der grosse Zusammenhang wieder hergestellt, der besteht zwischen der Bürgerlichkeit des Romans und seinem Subjektivismus. Schliesslich steht am Ursprung dieser Gattung die «publizitätsbezogene Subjektivität der Briefwechsel und der Tagebücher»[10]. Mit seinem Briefroman «Die Leiden des jungen Werther» hat Goethe ja selbst ein grosses Beispiel einer subjektiven Epopöe gegeben.

Könnte man einen Gradmesser nach intellektuellem Niveau, nach Gehalt, Inhalt und Aussage an die einzelnen Beiträge legen, so käme – neben den Arbeiten von Böschenstein und Hellmann – den Aufsätzen von Wölfel, Schulz, Martini, Brinkmann und Rohrmoser der erste Rang zu. Obgleich er dagegen polemisiert, ist Martini in seinem Aufsatz in wesentlichen Punkten seiner Methodik und Ergebnisse einem historisch-soziologischen Ansatz verpflichtet – freilich immer unter idealistischen Vorzeichen (vgl. zum Beispiel S. 145, 155). An Schulz' Novalis-Aufsatz besticht der hohe Informationsgrad, den der Verfasser vor allem durch eine geschickte, ausgezeichnete Zitatauswahl aus dem Werk des Novalis erreicht. Der Andeutung von Schulz, dass «sich natürlich auch im einzelnen Parallelen zwischen Novalis' Poetik und Er-

scheinungsformen des modernen Romans – sei es bei Hofmannsthal oder Kafka, bei Broch oder Musil – ziehen lassen» (S. 110), wäre nachzugehen. In diesem Sinne ausbaufähig wären zum Beispiel auch der Hinweis H. Schanzes, dass erst im 20. Jahrhundert «Theoretiker wie Praktiker des modernen Romans» in Friedrich Schlegel «wieder ihren geistigen Vater entdeckt» haben (S. 62) (so zum Beispiel Robert Musil), oder der Frageansatz I. Mittenzweis, ob Fontanes «Stechlin» «nicht vielleicht doch schon ‹melody›, ein ganzer Satz ironischer Variationen zum Thema ‹Was soll ein Roman› sei» (S. 249). Fontane wird dabei in die Nähe von Virginia Woolf und James Joyce gerückt. – Kaum überzeugend ist jedoch der Versuch V. Sanders, Wilhelm Raabe für die Moderne zu retten und ihn an die Seite von Joseph Conrad, Melville, Joyce und Th. Mann zu stellen. Dafür ist Sanders Basis, die «werkimmanente Romanpoetik» (S. 218), zu schmal. Zwar hören wir, dass Raabe fortan nicht mehr als «Dichter der Innerlichkeit», der «deutschen Seele» und des «Gemüts» zu gelten habe, jedoch das Gegenbild konturiert sich nicht.

Leicht kann die werkimmanente Methode in Verlegenheit geraten, wenn sie aus der Romanpraxis, auf die sie fixiert ist, eine Romantheorie ableiten soll. Das zeigt sich unverhüllt an H. Koopmanns Thomas-Mann-Aufsatz und P. Foulkes' Arbeit über Kafka. Koopmann geht gar so weit, strikt zu behaupten (was einer Flucht nach vorn ähnelt), aus dem epischen Werk Manns liesse sich eine Romantheorie nicht herauslesen (S. 277). Aber wenn er eine polyphone Struktur (S. 279), eine relative Mehrdeutigkeit, das Prinzip der Relativierung, der Ironie, der Objektivität, des Sowohl-Als-Auch und des Einerseits-Andrerseits an den Werken Manns feststellt (übrigens Erkenntnisse, die so neu nicht sind), so tut er doch wohl nichts anderes, als Bausteine für eine durchaus mögliche Theorie des Th. Mannschen Romans zu liefern. Ohne einer mystischen Identität von Praxis und Theorie das Wort zu reden, muss doch gelten, dass die objektive Erkenntnis der Romanpraxis die Bedingung einer wirklichen Theorie ist.

Dass Praxis und deren Analyse noch etwas anderes als Theorie ist, zeigt sich an Foulkes' Kafka-Arbeit («Franz Kafka: Dichtungstheorie und Romanpraxis»). Der Autor bleibt auf halbem Wege – bei der Konstatierung und Analyse des Traumhaften in Kafkas Dichtung – stehen, ohne die Theorie zu erreichen. Kafkas Werk scheint prädestiniert, es auf seinen mimetischen und wirklichkeitsbildenden Charakter hin zu befragen: zu untersuchen, inwiefern die Form des Kafka-Romans der Struktur der Gesellschaft entspricht (nach dem Beispiel der Untersuchungen von Lucien Goldmann in seiner «Soziologie des Romans»[11]) – die Parabeln auf ihre wirklichkeitsproduzierende Funktion hin aufzuschlüsseln. Kafkas Werk bestätigt, «dass eines der wichtigsten Prinzipien der modernen Kunst... die ‹Gewaltsamkeit› ist, die der Alltäglichkeit angetan wird: die Destruktion der Alltäglichkeit». Es kann «als künstlerische Destruktion der Pseudokonkretheit verstanden werden»[12]. Und wenn E. v. Kahler von der modernen Parabel, also auch von den Parabeln Kafkas sagt: «In ihrem traumhaften Gewebe haften die genauen Erfahrungen und Beobachtungen unserer täglichen Wirklichkeit»[13], so ist ein weiteres Stichwort ausgegeben für die Untersuchung der Theorie und

Praxis des Kafka-Romans unter dem Aspekt ‹Reproduktion und Produktion von Wirklichkeit›.

Einem geistesgeschichtlich gefassten Literaturbegriff, das heisst immanent geistes- und literaturgeschichtlichen Fragestellungen verpflichtet, sind auch die Arbeiten von Fülleborn, Žmegač, Brinkmann und Kimpel. Den von der traditionellen Methode gesteckten Rahmen hat Brinkmann nach Gehalt und Niveau am erfolgreichsten genutzt. Fülleborns Untersuchung (1961) zu Rilkes «Malte Laurids Brigge» spiegelt prinzipielle innere Widersprüchlichkeiten einer auf die «Kunst der Interpretation» gegründeten Literaturwissenschaft (vergleiche zum Beispiel S. 265)[14]. – Gerade bei der Darstellung von «Alfred Döblins Poetik des Romans» vermisst man eine sozialhistorische und -theoretische Fundierung. Anhalts- und Ausgangspunkte dafür finden sich in Žmegač' Arbeit mehr als genug. – Kimpels Aufsatz schliesslich – pointiert und reliefartig geraten – untersucht den Einfluss Nietzsches auf Musil; dass «Grundgedanken Nietzsches» in Musils Roman am Werk sind (S. 376), soll «in einer durchgehenden Struktur oder einem organisierenden Formprinzip» des Romans aufweisbar sein (S. 381 f.). Am Beispiel des ersten Kapitels des Romans «Der Mann ohne Eigenschaften» versucht Kimpel, dieses zu demonstrieren. Freilich bleibt die eigentliche Nietzsche-Musil-Passage, der – etwas unproportioniert – ein längerer Abschnitt über den Philosophen voraufgeht, bei Andeutungen stehen. Der letzte, ganz Musil gewidmete Teil des Aufsatzes liefert kaum Beobachtungen, die über den jetzigen Forschungsstand hinausführen.

Im Rahmen der den Sammelband bestimmenden Grundkonzeption nimmt sich die ans Ende placierte Untersuchung von G. Rohrmoser über «Literatur und Gesellschaft» (1963) wie ein etwas verschämter Anhang aus. Ausgangs- und Angelpunkt der Arbeit von Rohrmoser ist Georg Lukács' «Die Theorie des Romans» (zuerst 1920). Wer «Zur Theorie des Romans in der modernen Welt» (Rohrmoser-Untertitel) sich äussert, wird diesen «geschichtsphilosophischen Versuch über die Formen der grossen Epik» (Lukács-Untertitel) kaum links liegen lassen können. Rohrmosers anspruchsvoller, geschichtsphilosophisch orientierter und von gesellschaftstheoretischen Einsprengseln durchsetzter Aufsatz bezieht sich weiterhin auf Hegels «Ästhetik», Th. Mann, E. Auerbachs Buch «Mimesis – Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur» (zuerst 1946) und auf Novalis' «Wilhelm Meister»-Kritik. Für das erklärte Ziel des Sammelbandes, zu einer «kritischen Synthese» anzuregen, bietet sich hier eine Möglichkeit der Verwirklichung: der Begriff der Ironie, wie ihn Koopmann für den Roman Th. Manns entwickelt, wäre ergänzend zu vertiefen durch die Konzeption, die Rohrmoser – im Anschluss an Lukács' Definition der Ironie in der «Theorie des Romans» – andeutet. Rohrmoser spricht von der «strukturellen Affinität der Ironie bei Thomas Mann zu der Stellung und Funktion des Begriffs der Dialektik im System Hegels» (S. 402).

Für die Forderung, Romantheorie und -interpretation im Zusammenhang der Sozialgeschichte zu konzipieren, liefert Rohrmoser überzeugende Gründe: «Die Ausbildung... des Prosaromans vollzieht sich... gleichzeitig mit den Prozessen, in denen sich die rationale Praxis der technisch-industriellen Ge-

sellschaft entfaltete und sich in allen Lebensbereichen der menschlichen Subjektivität durchsetzte» (S. 406). Eine Folge dieser «unaufhaltsam mit der Aufklärung einsetzenden rationalen Verdinglichung» ist die «Erschwerung der dichterischen Produktion» (S. 407), wie sie von der deutschen Klassik (Schiller) und Romantik (von den Schlegels) schmerzhaft reflektiert worden ist. «Der Versuch, im Medium des dichterischen Bildes [im Gegensatz zur Prosa des Romans] das unter den Bedingungen der rational technischen Praxis gespaltene und in gesellschaftliche Funktion und private Subjektivität verdoppelte Sein des Menschen in seiner ursprünglichen Einheit wieder *hervorzubringen*, entspringt ebenso konsequent der Struktur der modernen Welt wie die komplementär gegenläufige Bewegung des Prosaromans, der die Totalität im zerrissenen Sein der Gesellschaft *auszulegen* beansprucht» (S. 408).

So wären wir wieder in die Nähe des Ausgangspunktes unserer Bemerkungen gelangt. Im Roman – als bürgerlicher Epopöe – tritt nach Hegel «der breite Hintergrund einer totalen Welt... wieder ein... Was die Darstellung angeht, so fordert auch der eigentliche Roman wie das Epos die Totalität einer Welt- und Lebensanschauung, deren vielseitiger Stoff und Gehalt innerhalb der individuellen Begebenheit zum Vorschein kommt, welche den Mittelpunkt für das Ganze abgibt» (III, S. 3). In Fortentwicklung der Hegelschen Konzeption wird der Begriff der Totalität zur zentralen Kategorie in Lukács' «Theorie des Romans»: «Der Roman ist die Epopöe eines Zeitalters, für das die extensive Totalität des Lebens nicht mehr sinnfällig gegeben ist, für das die Lebensimmanenz des Sinnes zum Problem geworden ist, und das dennoch die Gesinnung zur Totalität hat»[15].

Die Bedingungen der modernen prosaischen Zeit und Wirklichkeit, die Prosa der bürgerlichen Gesellschaft, sind für Hegel die Voraussetzung des Romans. Die Helden der neueren Romane «stehn als Individuen mit ihren subjektiven Zwecken der Liebe, Ehre, Ehrsucht oder mit ihren Idealen der Weltverbesserung dieser bestehenden Ordnung und Prosa der Wirklichkeit gegenüber, die ihnen von allen Seiten Schwierigkeiten in den Weg legt... Diese Kämpfe nun aber sind in der modernen Welt nichts weiteres als die Lehrjahre, die Erziehung des Individuums an der vorhandenen Wirklichkeit, und erhalten dadurch ihren wahren Sinn. Denn das Ende solcher Lehrjahre besteht darin, dass sich das Subjekt die Hörner abläuft, mit seinem Wünschen und Meinen sich in die bestehenden Verhältnisse und die Vernünftigkeit derselben hineinbildet, in die Verkettung der Welt eintritt und in ihr sich einen angemessenen Standpunkt erwirbt» (III, S. 1 f.). Hier konstatiert und predigt Hegel Anpassung an die «bestehende Ordnung» der bürgerlichen Gesellschaft. Ist einmal einer angepasst, wird er ein «Philister so gut wie die anderen auch..., und so ist der ganze Katzenjammer der übrigen da» (III, S. 2). Diese Mischung aus Resignation und Zynismus in Hegels Worten weist auf Gegenvorstellungen, nach denen der geschichtlich-gesellschaftliche Zustand der Wirklichkeit so beschaffen ist, dass er sich in Romanen reproduzieren kann (und auch durch diese Romane produziert wird), in denen die Odyssee des «Helden» nicht zwangsläufig in Anpassung, Resignation in der Welt, allenfalls bloss innerer Idealität endet, son-

dern in Emanzipation, in Eroberung der Welt.

Die Textsammlungen zur «Theorie und Technik des Romans» bieten eine notwendige und hilfreiche Ergänzung zu dem Sammelband «Deutsche Romantheorien». Ein redaktioneller Vorspann nennt die «Zielsetzung» der Reihe, nach der sich die «Wahl der Themen, die Zusammenstellung der Texte und die Anlage der Bände» richten: «Die *Deutschen Texte* sind für den Unterricht in Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft an den Universitäten und den höheren Schulen bestimmt.» Sie liefern blanke Texte ohne jegliche Erklärungen und Kommentare, was ihre Benutzbarkeit zumindest für Schüler und Studenten erschwert[16]. Die konzentrierten Nachworte leben verständlicherweise – bei der Komplexität des Stoffes, auf den sie sich beziehen – fast nur von Andeutungen und Anspielungen. Einzig in den von den Herausgebern eingeschalteten Zwischentiteln verbergen sich unmittelbar auf den Text bezogene Ansätze von Kommentar.

Die Texte sind mehr oder weniger streng chronologisch aufgereiht, mit dem Ziel, den «geschichtlichen Fortgang der Romandiskussion» (I, S. 149) adäquat darzustellen. Im Band «Spätaufklärung, Klassik und Frühromantik» wird das annalistische Prinzip durchbrochen zugunsten einer mehr synchronen Anordnung, die dem Konzert der Stimmen in der Romandiskussion jener Zeit gerecht zu werden versucht.

Der von den Herausgebern getroffenen Auswahl an Texten kann im grossen und ganzen zugestimmt werden (eine detaillierte Begründung der Auswahlkriterien hätte hier zusätzlich gute Dienste leisten können). Streiten mag man sich etwa darüber, ob J. J. Eschenburgs heute nicht weiter aufregender «Entwurf einer Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften» (1783) (in II), der als Bestandsaufnahme der aufklärerischen Position sicher seinen Wert besitzt, so ausführlich hätte zu Wort kommen sollen, wo doch gleich anschliessend der K. Ph. Moritz-Text um die wichtige Vorrede zum 4. Teil des «Anton Reiser» verkürzt ist. Hier nämlich ist in wenigen Zeilen prägnant und ungeschminkt die deutsche «Krankheit» dargestellt, wie sie immer wieder zum Thema im deutschen Roman geworden ist: die durch die Misere der sozialen Wirklichkeit erzwungene Flucht und Emigration in die «Idealität» der Innerlichkeit[17].

Zweifelhaft ist auch, ob man die allseits bekannte Borniertheit eines beträchtlichen Teils der deutschen Romandiskussion im 19. Jahrhundert noch einmal derart intensiv dokumentieren sollte, wie es H. Steinecke unternommen hat – (statt etwa die anspruchsvollen, auf hohem Reflexionsniveau stehenden Passagen über den Roman als «Epos der Wirklichkeit, welches sich als universell an den Charakter anschliesst» aus K. W. F. Solgers «Vorlesungen über Ästhetik» (1819) wiederzugeben[18]). Ich denke da vor allem an die philiströse Beschränktheit der Balzac-Kritik eines O. L. B. Wolff (1841), an die Borniertheit Gutzkows, die besonders auffällig ist, da sie in eine scheinbar weltoffene, enthusiastische Form gekleidet ist. Die Beschränkung auf den deutschen Beitrag zur Poetik des Romans gerade im 19. Jahrhundert muss zwangsläufig Provinzialität reproduzieren, was sich auch im Band «Deutsche Romantheorien» zeigt[19].

Da schon im Bändchen über das 19.

Jahrhundert ein Auszug aus Friedrich Engels wichtigem, wenn auch meist überschätzten Brief an Margaret Harkness (1888) über Balzac und den Begriff des Realismus aufgenommen ist[20], wäre es nur konsequent gewesen, auch den nicht weniger folgenschweren, zum ähnlichen Themenbereich gehörigen Engels-Brief an Minna Kautsky (Nov. 1885) über den Begriff der Tendenzpoesie (beziehungsweise des Tendenzromans) abzudrucken.

Die Höhepunkte der Textsammlungen sind jeweils zugleich Bilanz der voraufgegangenen und Initiation der folgenden Entwicklung der Romandiskussion. Das gilt für Blanckenburgs «Versuch über den Roman», der in Bd. I eindeutig dominiert, wie auch für den Schwerpunkt des II. Bandes mit den Autoren Friedrich Schlegel, Novalis, Schelling und Jean Paul (wobei wichtigster Bezugspunkt im ganzen Band Goethes «Wilhelm Meisters Lehrjahre» sind). Im Mittelpunkt der Texte aus dem 19. Jahrhundert schliesslich stehen die Passagen über den Roman aus Hegels «Ästhetik». Der Band endet mit dem Engels-Text. Damit ist zugleich ein Wink gegeben, dass die wissenschaftliche Romandiskussion die Schranken der geistesgeschichtlichen Methode in Richtung auf eine sozialgeschichtliche zu überwinden trachte. Wieweit dies tatsächlich bisher geschehen ist, wird sich vielleicht am angekündigten Bändchen über die «Theorie und Technik des Romans im 20. Jahrhundert» ablesen lassen.

Einen Vorgeschmack der modernen Prosa des 20. Jahrhunderts liefert der von *Wolfdietrich Rasch* edierte Textband «Dichterische Prosa um 1900» (Deutsche Texte 14)[21]. Aus der Zeit von 1889 bis 1913/14 sind hier «Stücke erzählender Prosa im engeren Sinne und Beispiele des poème en prose» (S. VII) chronologisch versammelt. Bei der Auswahl war neben dem Prinzip des Repräsentativen vor allem «die Ergiebigkeit und Griffigkeit des Textes für die wissenschaftliche Interpretation» in Seminaren entscheidend (S. VIII). Nur so ist es vielleicht erklärlich, dass neben erstrangigen auch miserable Texte aufgenommen sind: etwa G. Hauptmanns monströser, teutonischer Kitsch «Der Apostel» oder H. Hesses muffig-dilettantische, hausbackene «jugendliche Erzählung» «Hans Amstein». Hart an die Grenze des Edelkitsches ist auch Heinrich Manns «Die Branzilla» geraten. Indes: Was in dieser Sammlung nach unseren heutigen Massstäben kitschig erscheint, mag in dem einen oder anderen Fall als Ausdruck der moribunden, «dekadenten» Fin-de-siècle-Stimmung zu rechtfertigen sein.

Neben den Klassikern der Moderne – Kafka, Trakl und Heym – sind Höhepunkte des Bandes Hofmannsthals «Reitergeschichte», Schnitzlers «Die griechische Tänzerin», Robert Walsers «Guten Tag, Riesin!» und Peter Altenbergs «Quartett-Soirée». An diesen Texten kann man exemplarisch studieren, was E. v. Kahler die «neue Sensibilität» der Literatur der Jahrhundertwende genannt hat[22].

Innerhalb eines begrenzten Rahmens wird in Raschs Band ein entscheidender Abschnitt der Geburt der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts dokumentiert: darin besteht das Verdienst dieser Textauswahl.

Peter Gebhardt

[1] Die Rezension bezieht sich auf folgende Werke: Deutsche Romantheorien,

Beiträge zu einer historischen Poetik des Romans in Deutschland, herausgegeben und eingeleitet von Reinhold Grimm, Athenäum Verlag, Frankfurt a. M.-Bonn 1968. – Theorie und Technik des Romans im 17. und 18. Jahrhundert, Bd. I, Barock und Aufklärung [= I]; Bd. II, Spätaufklärung, Klassik und Frühromantik [= II], herausgegeben von Dieter Kimpel und Conrad Wiedemann, Max Niemeyer Verlag Tübingen 1970 (Deutsche Texte 16 und 17). – Theorie und Technik des Romans im 19. Jahrhundert [= III], herausgegeben von Hartmut Steinecke, Max Niemeyer Verlag Tübingen 1970 (Deutsche Texte 18). – [2]Auf dieses zweite Moment haben in letzter Zeit vor allem Karel Kosík in seiner «Dialektik des Konkreten» (Frankfurt 1967) und H. R. Jauss in «Literaturgeschichte als Provokation» (Frankfurt 1970) hingewiesen. – [3]K. Marx, F. Engels, Über Kunst und Literatur, Bd. I, Frankfurt-Wien 1968, S. 535. – [4]Ib., S. 589. – [5]Die Kunst des Romans (1940). – [6]Heissenbüttel, Frankfurter Vorlesungen über Poetik 1963 (sonderreihe dtv 84, S. 158). – [7]K. Ph. Moritz, Anton Reiser, (Leipzig 1960), S. 336. – [8]Ib., S. 209. Vgl. auch S. 335. – [9]Ib., S. 321. – [10]J. Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit, 5. Auflage Neuwied und Berlin 1971, S. 67 (Sammlung Luchterhand). – [11]Neuwied und Berlin 1970 (Luchterhand; Soziologische Texte, Bd. 61), zum Beispiel S. 25 und S. 30. – [12]Kosík, Dialektik des Konkreten, S. 82 f. und S. 83 (Anm.). – [13]Untergang und Übergang, Essays, München 1970 (dtv 638), S. 45. – [14]Vgl. E. Staiger, Die Kunst der Interpretation, 5. Auflage. Zürich 1967, S. 12 f.: «Es ist seltsam bestellt um die Literaturwissenschaft. Wer sie betreibt, verfehlt entweder die Wissenschaft oder die Literatur.» – [15]3. unveränderte Auflage. Neuwied und Berlin 1965, S. 53. – [16]Den Texten schliesst sich an ein Herausgeber-Nachwort, ein Quellenverzeichnis und Literaturhinweise. Bd. III besitzt überdies ein Register der im Text vorkommenden Namen und Werktitel. – [17]«Reisers unwiderstehliche Leidenschaft für das Theater [ist] eigentlich ein Resultat seines Lebens und seiner Schicksale..., wodurch er von Kindheit auf aus der wirklichen Welt verdrängt wurde und, da ihm diese einmal auf das bitterste verleidet war, mehr in Phantasien als in der Wirklichkeit lebte – das Theater als die eigentliche Phantasienwelt sollte ihm also ein Zufluchtsort gegen alle diese Widerwärtigkeiten und Bedrückungen sein.» (Anton Reiser, S. 335). – [18]Herausgegeben von K. W. L. Heyse, Wiss. Buchgesellschaft Darmstadt 1969, S. 294. Gerade im Zusammenhang mit Hegel und der Romandiskussion der Romantiker wäre Solger wichtig und interessant. – [19]Hier wird beispielsweise Flaubert zweimal nicht weiter als namentlich erwähnt, ausserdem einmal mit vier und ein weiteres Mal mit drei Worten zitiert! – [20]Engels folgenreiche, oft als Dogma propagierte Realismusdefinition in diesem Brief wird leider nicht wiedergegeben: «Realismus bedeutet, meines Erachtens, ausser der Treue des Details die getreue Wiedergabe typischer Charaktere unter typischen Umständen.» (Marx/Engels, Über Kunst und Literatur, Bd. I, S. 157). – [21]Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1970. – [22]Vgl. «Untergang und Übergang», S. 17 ff.

ZWINGLIS SÄMTLICHE WERKE

Die Reformationszeit gehört zu den am besten erforschten Zeitaltern der Geschichte. An dieser Tatsache hat die Herausgabe der Hauptquellen hervorragenden Anteil. Das grosse Werk der Mitte ist das riesige «*Corpus Reformatorum*». In diesem Rahmen erscheinen auch «*Huldreich Zwinglis sämt-*

liche Werke» unter Mitwirkung des Zwingli-Vereins in Zürich und mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung. Ehrfürchtig-dankbar nennt das Titelblatt auch die vom Gemeinschaftswerk abberufenen Herausgeber Emil Egli, Georg Finsler, Walther Köhler und Oskar Farner sowie die neulich heimgegangenen Zwingli-Forscher Fritz Blanke und Leonhard von Muralt, welche an den Lieferungen 16 bis 22 des Bandes VI/II, (1964–1967)[1], die wir hier anzeigen, noch tüchtig mitgewirkt haben. Zu den weitern Herausgebern Edwin Künzli, Rudolf Pfister und Joachim Staedtke (Erlangen) hat sich der sehr kundige Fritz Büsser gesellt.

Der erste Text Zwinglis nimmt mit seinen 248 Seiten nahezu so viel Raum ein wie die zwei Dutzend übrigen. Er behandelt denn auch eine Streit- und Kernfrage der Reformation, nämlich die Frage, wie das heilige Abendmahl aufzufassen sei. Beide Reformatoren, Luther und Zwingli, betrachteten es als ein Grundgut des christlichen Glaubens, als Gottes Gabe an die sündigen Menschen, die er aus Liebe erlösen wollte. Hingegen konnten sich die beiden Begründer neuer Kirchen nicht darin einigen, wie die Worte Christi bei der Einsetzung des Abendmahles zu verstehen seien. Luther nahm die Worte der Bibel «Das ist mein Leib ...» wörtlich-dinglich, das heisst er glaubte an die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl. Das sei eben ein Wunder wie die Menschwerdung Christi, woran es nichts zu deuteln gebe. Zwingli fand, dass diese Stelle der Heiligen Schrift sinnbildlich zu verstehen sei: Christus habe mit seinen Worten nur sagen wollen, dass das Brot seinen Leib und der Wein sein Blut bedeute. Das führte er in einer Schrift aus, denn die Auffassung des Wittenbergers kam ihm zu katholisch vor. Luther hinwieder nannte die Deutung Zwinglis nicht nur irr, sondern geradezu teuflisch. Diese Heftigkeit des Zurückschlags ist unter anderem daraus zu verstehen, dass Schwärmer und Täufer die Auffassung Zwinglis teilten.

Da setzt nun der grosse Text ein: «Über D. Martin Luthers Buch, Bekenntnis genannt, zwei Antworten von Johannes Oekolampad und Huldrych Zwingli.» Kaum war Luthers Buch Ende März 1528 erschienen, baten die beiden Strassburger Reformatoren Capito und Bucer Zwingli um eine Erwiderung, bei der er aber nicht in den gehässigen Ton Luthers verfallen möge, denn es stand ja das von Landgraf Philipp von Hessen angestrebte Religionsgespräch in Sicht. Vergiftete man in dessen Vorfeld die Stimmung hüben und drüben, so war es zum vornherein zum Scheitern verurteilt. An den Landgrafen Philipp von Hessen und an den Kurfürsten Johann von Sachsen ist denn auch Zwinglis Ende August 1528 erschienene Schrift gerichtet. Er will darin nicht «spöttlis machen», denn «es gilt ernst». Unter den sechs Punkten, die er Luther zu bedenken gibt, findet sich auch der Hinweis, dass Christus ja erklärt habe, er werde nach seiner Erdenzeit zur Rechten Gottes sitzen, könne also nicht zugleich im Abendmahl anwesend sein. Gegenüber Luthers Pochen auf den Buchstaben, weil alles, was «in Gottes Wort gefasset ist, das muss ein heilig Ding sein», bemerkt Zwingli, dann wären ja auch die Worte eines Judas oder Pilatus heilig – es komme also auf das

sinngemässe Verständnis an. Luther spricht vom «Sakrament des Altars». Das tönte Zwingli zu päpstlich – in Zürich war man zum «Tisch» des Herrn geladen.

Die Erfahrung zeigt, dass sich in eiliger und heftiger Ausdrucksweise viele Wörter aus der Umgangssprache in unsere Rede drängen. Es ist anzunehmen, dass die rasch verfasste Schrift, welche auf die Frankfurter Herbstmesse erscheinen sollte, von den reichsdeutschen Lesern nicht leicht gelesen werden konnte. Man weiss ja, wie Luther das Deutsch Zwinglis als ein zottiges und filziges Deutsch verschrie, wiewohl es diesem so gut gefalle wie dem Storch sein Klappern. Auch dem Schweizer Leser des 20. Jahrhunderts fällt das Lesen der deutschen Texte Zwinglis nicht überall sehr leicht. Daher ist man doppelt dankbar für den Kommentar, welcher nicht nur theologische Bezüge und geschichtliche Zusammenhänge enthält, sondern auch in hohem Masse Worterklärungen bietet. Immer wieder begegnen wir darunter Auskünften von Philologen, besonders aus dem Stab der Mitarbeiter am «Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache» (Idiotikon).

Dass man im Gespräch zwischen Schweizern und Deutschen damals, zumal wenn es sich um begriffliche Fragen handelte, noch gerne Zuflucht zum Latein mit seinen seit der Antike eingespielten Abstraktionen nahm, zeigt Zwinglis Aufzeichnung über seine Vorunterredung mit Melanchton in Marburg. Denn dort kam das vom Landgrafen Philipp angestrebte Religionsgespräch im Herbst 1529 wirklich zustande. Der Veranstalter versprach sich von dieser Vorunterredung zwischen dem mildern der Reformatoren und dem als entgegenkommend geltenden Melanchton eine wichtige Flurbereinigung und Lockerung der in den Streitschriften verkrampften Haltung. Das Verhandlungsprotokoll Zwinglis beginnt denn auch mit einem Zugeständnis seines Partners «Philippus concedit: Verba nihil aliud posse quam significare». Galt das auch für die Einsetzungsworte des Abendmahls? Darüber hatte Melanchton eine sowohl von Zwingli als von Luther abweichende Lehre, die Helmut Gollwitzer in seinem Werke «Coena Domini» erläutert hat. Melanchton erklärte, dass Christus beim Abendmahl zugegen sei, nicht weil der Priester da eine Wandlung vollzöge oder weil eine die Dinge verwandelnde Kraft in den Einsetzungsworten steckte, sondern weil er dem Ritus, den er eingesetzt hat, in voller Freiheit beiwohnen will. Dieses Bekenntnis legte Melanchton allerdings erst fünf Jahre nach Luthers Tod ab. Er dachte aber wohl schon früher so oder doch ähnlich. Jedenfalls hat er Zwinglis Protokoll über das Vorgespräch gebilligt. In der Hauptverhandlung aber schwieg er sich darüber aus, dass er in der Abendmahlsfrage mit Luther nicht ganz einig gehe. In der Frage der Erbsünde (peccatum originale) spricht Zwingli lieber nur von einem Gebrechen (morbus) des Menschen und bezeichnet damit die schicksalshafte, von Adam ererbte Anlage.

Die eigentlichen Marburger Artikel vom 3. Oktober 1529 sind von Luther abgefasst worden, doch liess er mit sich reden, indem er einige Wörter nach den Vorschlägen Zwinglis und Oekolampads änderte. In vierzehn Punkten war man zur Einigung im evangelischen Glauben vorgestossen, und das heisse Eisen der Abendmahls-

frage wurde im 15. und letzten Artikel durch eine sehr versöhnliche Fassung merklich abgekühlt. «Und wiewol aber wir uns, ob der war lyb unnd bluot Christi lyplich im brot und wyn sye, diser zyt nit verglychen habend, so sol doch ein teyl gegen dem andern christliche lieb, so verr [fern] yedes gewüssen ymmer lyden kan, erzeigen, vnnd bede teyl gott den allmächtigen flyssig bitten, das er unns durch synen geyst den rechten verstand bestätigen wölle. Amen.»

Zwingli hatte sich in jenen bewegten beiden Jahren nicht nur mit dem Luthertum auseinanderzusetzen, sondern kraft seines Wächteramtes auch als Ratgeber und Begutachter der Evangelischen im eigenen Lande ein massgebendes Wort mitzusprechen. Man hörte auch auf ihn und gehorchte ihm in hohem Masse. Dass man in Bern seine Vorbehalte machte, geht neuerdings bestätigt aus der Dissertation Jean-Paul Tardents hervor. Diese Studie «Niklaus Manuel als Staatsmann» erschien indessen erst nach der Veröffentlichung der hier besprochenen Lieferungen der kritischen Zwingli-Ausgabe. – Mit besonderer Anteilnahme verfolgte Zwingli natürlich die Fortschritte der Reformation in seiner engern Heimat, im Toggenburg. Die Gemeindeversammlung in Lichtensteig entschied sich Ende August 1528 für den neuen Glauben. Als dann die Mehrheit der Tagsatzung gemäss einer Beschwerde des St. Galler Abtes und des Gesandten von Schwyz der Stadtgemeinde Lichtensteig Vorstellungen machte, bat diese Zwingli als «getrüwen Lantman und ufsecher» um Rat und Rückhalt. Wenige Wochen später kam es im Kloster St. Johann im obersten Thurtal zur Entfernung der Bilder; dort war Zwinglis zweitjüngster Bruder, Jakob, Mönch gewesen, aber schon 1517 in jungen Jahren gestorben. Zwingli verfasste, um Gerüchten entgegenzuwirken, eine «Wahrhafte Beschreibung, wie es zu St. Johann ergangen». Die Ereignisse beschleunigten sich so, dass sich die Toggenburger bereits Mitte Februar 1529 in Lichtensteig auf einer Synode eine eigene Kirchenverfassung geben konnten.

Es ist erstaunlich, wie Zwingli, überallhin beansprucht, noch Zeit fand, bei der Übersetzung des Alten Testamentes aus dem Hebräischen ins Deutsche massgebend mitzuwirken. Seit dem Frühsommer 1529 versammelten sich die Zürcher Theologen sommers im Chor des Grossmünsters und winters in der Chorherrenstube, um einer öffentlichen Lesung aus dem Alten Testament beizuwohnen. Erst las man in dieser «Prophezei» den hebräischen Urtext, dann griechische und lateinische Übersetzungen und am Abschluss jeder Lektion die Übertragung aus dem Urtext ins Deutsche. Nun war diese riesige Arbeit abgeschlossen, und Zwingli konnte am 1. März die Vorrede – ein Gegenstück zu Luthers Brief vom Dolmetschen – zu dieser «Prophetenbibel» verfassen, die bei Froschauer in Zürich herauskam. Darin warnte Zwingli vor falschen Propheten, aber auch vor feigen, die nicht den Mut zum mannhaften Auftreten besässen und dem Volke nur sagten, was dieses gern höre. Solche Schönredner bezeichnete er als «lutenschlaher oder sackpfyffer».

Der Mut, auch gegen eine Mehrheit zu Gottes Wort und seiner Überzeugung zu stehen, ging Zwingli wahrhaftig nicht ab. Die Spannungen mehr-

ten sich. Zwingli hatte einen ausführlichen «Ratschlag betreffend den Frieden zwischen Bern und Unterwalden» zu verfassen, und zwei Wochen danach erteilte er den Rat, wie es mit dem Abt und dem Kloster St. Gallen zu halten sei. Die Stadt St. Gallen war die zweite evangelische Stadt der Schweiz, was namentlich auf die Überlegenheit und die Tatkraft Vadians zurückging. Dieser St. Galler Bürgermeister und sehr vielseitige Humanist betrachtete den Mönchsstand an sich nicht als biblisch begründet und eine weltliche Herrschaft, wie sie der Fürstabt von St. Gallen ausübte, in evangelischer Sicht erst recht als fragwürdig. Der Tod des nach Rorschach gezogenen St. Galler Abtes Franz Geissberg und die auflüpfische Stimmung im Fürstenland veranlassten Zwingli, seine Ostschweizer Politik neu zu überdenken. Das Kloster sollte aufgehoben und den Mönchen eine Abfindung angeboten werden. Er dachte aber keineswegs daran, die St. Galler Gotteshausleute mit staatlicher Selbständigkeit auszustatten oder sie der Stadt St. Gallen zu unterstellen. Zürich wollte die Herrschaft über sie vielmehr zu Handen der vier Schirmorte, zu denen auch Schwyz, Luzern und Glarus gehörten, übernehmen und seinen Einfluss auch in der Gemeinen Herrschaft Rheintal geltend machen. Die St. Galler warteten in ihrem Eifer nicht zu, und es erging der Klostersturm, der wüste Formen annahm. Dass im folgenden Jahre die «Schirmorte» Zürich und Glarus, das inzwischen ebenfalls zur neuen Lehre übergetreten war, die Klostergebäude der Stadtrepublik St. Gallen verkauften, war ein Rechtsbruch des Schirmvertrages und wurde nach der Niederlage der Zürcher bei Kappel ja auch nach kurzer Zeit wieder rückgängig gemacht.

Zwingli drängte im Frühling 1529 überhaupt zu einer neuen Ausmarchung und schreckte dabei vor Waffengewalt nicht zurück. Für Ermahnungen zur Milde, wie sie namentlich von Bern ausgingen, wo der Maler-Dichter Niklaus Manuel zum massgebenden Staatsmann aufgestiegen war, erwies er sich als wenig zugänglich. Als der aus Uznach stammende Pfarrer Jakob Kaiser, der auf Bitten von Leuten aus Oberkirch diesen das Evangelium in zwinglischer Auslegung verkündet hatte, vom Schwyzer Untervogt gefangen genommen und in Schwyz am 29. Mai verbrannt worden war, fand Zwingli den Grund zum Eingreifen gegeben. Die Toggenburger sollten mit 1500 Mann nach Uznach vorstossen und von der «Tyrannei» des Abtes von St. Gallen befreit werden. Bern, das mit Zürich im «Christlichen Burgrecht» stand, sollte die Kräfte Luzerns binden. Am 8. Juni erliess Zürich den Absagebrief an die Fünf Orte. Bei dieser Kriegserklärung wirkte Zwingli mit. Zweifellos wollte er den Zwischenfall auf schweizerischer Ebene bereinigen, ehe Österreich, mit welchem die Fünf Orte im sog. Ferdinandäischen Bündnis standen, sich einmischen konnte. Zwingli setzte schon am Nachtag der Kriegserklärung Artikel auf, «ohne die der Friede nicht abgeschlossen werden kann». Als dann der Waffengang dank dem Eingreifen des Glarner Landammanns Johannes Aebli vermieden werden konnte, war es wiederum Zwingli selber, der im Felde während der Nacht vom 16. auf den 17. Juni die «Artikel des Friedens» entwarf. Der Kommentator Leonhard von Muralt bemerkt dazu: «Es war der

Augenblick, da Zwingli am dringlichsten vor einem Nachgeben warnte, bevor die Forderungen Zürichs rechtlich festgelegt waren.» Die «Ferdinandisch vereinigung» wurde denn auch zerschnitten, und der sog. Erste Kappeler Landfrieden bestimmte, dass in den Gemeinen Herrschaften die Gemeinden über die Konfession entscheiden sollten. Das Christliche Burgrecht der evangelischen Städte aber blieb erhalten, wiewohl es – Konstanz gehörte ihm von Beginn an – auch über die Grenzen der Eidgenossenschaft hinausgriff. Wenn Zwingli mit andern Forderungen zwar nicht durchzudringen vermochte, so stand er nun doch auf der Höhe seines Einflusses. Er sah sein Zürich in der Führerrolle der obern Städte, wie Strassburg das Haupt der niedern sein möge. Ja, er sprach Zürich eine Führung im «Alten grossen Pund obertütscher Landen» überhaupt zu, wie man den (wie Wilhelm Oechsli glaubt) aus Mailand stammenden Ausdruck «Liga vetus et magna Alamaniae superioris» verdeutschte. So nannte man die Eidgenossenschaft gerne von der Mitte des 14. bis anfangs des 18. Jahrhunderts.

Diese Eidgenossenschaft aber wollte ein Bund gleichberechtigter Orte bleiben, und zweifellos hat das Streben Zwinglis nach Zürichs Vorherrschaft vor allem in der Innern Schweiz ausser den konfessionellen auch politische Gegenkräfte geweckt, welche wie einst in den Zeiten der Bürgermeister Stüssi und Waldmann zum Scheitern der Zürcher Politik führten.

Mit Spannung sieht man dem Abschluss von Zwinglis Werken entgegen, welche sich auf seine Texte aus den letzten beiden Lebensjahren des Reformators beziehen, und es besteht alle Gewähr, dass dabei die gleiche Gründlichkeit und beziehungsreiche Umsicht am Werke sei wie bei den ersten rund 150 Nummern.

Georg Thürer

[1] Verlag Berichthaus AG, Zürich, 1967–1968.

SÜDAFRIKA UND SEINE PROBLEME

Hinweise auf Neuerscheinungen

Fünfhundert Jahre

Einen umfassenden Überblick über die Entstehung einer weissen südafrikanischen Nation vermittelt das von Prof. C. F. J. Muller (University of South Africa) herausgegebene und mit meist jüngeren Historikern verfasste Buch «*Fünfhundert Jahre – Eine Geschichte von Südafrika*»[1]. Es schildert die Entwicklung von der Entdeckung des Seeweges durch die Portugiesen bis zur Gegenwart, vorwiegend vom Standpunkt der Weissen. Jedoch werden diesem auch die Gesichtspunkte der andern Rassen gegenübergestellt. Ein Anhang vermittelt zudem eine Übersicht über die mannigfaltigen nichtweissen Völkerschaften und Stämme und was von ihrer Geschichte bekannt wurde.

Johannes Meintjies schildert in seiner Biographie von Martinus Theunis Steyn, seinerzeit Präsident des Oranje Freistaates, in eindrücklicher Weise ein

Einzelschicksal aus dem Kampf zwischen Afrikanern und Briten um die Zukunft Südafrikas[2]. Es ging dabei um die Frage der nationalen Unabhängigkeit oder der Eingliederung in das britische Weltreich. Steyn trug durch seine Haltung mit dazu bei, den Weg für die künftige Unabhängigkeit offen zu halten. *D. W. Krüger* geht in «The Making of a Nation» einen Schritt weiter und beschreibt, wie es schon acht Jahre nach dem Burenkrieg zu einer Versöhnung zwischen Buren und Briten kam und wie 1910 aus den ehemaligen Republiken Transvaal und Freistaat mit der Kapkolonie und der britischen Kolonie Natal die Union von Südafrika entstand[3].

Krügers Buch macht deutlich, wie sich nach dem Burenkrieg ein beide weissen Sprachengruppen umfassendes eigenes südafrikanisches Nationalgefühl entwickelte, wobei die Führung bei den Afrikanern lag, die alle Ministerpräsidenten der Union stellten. Der Verfasser sieht in Hertzog, nicht in Botha oder Smuts, den eigentlichen Führer des Afrikanertums, der es aus politischer und kultureller Inferiorität zur Gleichberechtigung führte und für die völlige Unabhängigkeit eintrat.

Krügers Buch enthält sodann interessante Hinweise auf die Politik des auf Smuts folgenden Regierungschefs Dr. Malan. Dieser stützte sich vor allem auf die einflussreichen kulturellen und intellektuellen Afrikaner Kreise und den harten Kern des Afrikaner Calvinismus. In der Rassenfrage hielt Malan entgegen den auf eine Stabilisierung gerichteten Ratschlägen der Fagan Kommission am Konzept der Erhaltung der rassischen Identität der weissen Bevölkerung und der Entwicklung getrennter, selbständiger nationaler Einheiten der Schwarzen fest. *John Fisher*, ein englischer Historiker und Journalist, hat in dem Buch «The Afrikaners»[4] den sehr aufschlussreichen Versuch unternommen, den Engländern die weissen Afrikaner und ihre Staatsmänner näher zu bringen – sachlich und ohne Lob oder Tadel. Umgekehrt ist er bemüht, den Afrikanern eine sachliche Beurteilung des englischen Anteils an der Geschichte Südafrikas zu vermitteln. Für ihn bedeutet der aus vielen Einzelaktionen bestehende «Voortrekker»-zug, bei dem die Frauen das treibende Element waren, die Loslösung der weissen Südafrikaner von Europa und damit der Anfang des Werdens einer eigenen Nation.

Die zweibändige «Oxford History of South Africa»[5] der Professoren *Monica Wilson* und *Leonard Thompson* und ihrer Mitarbeiter geht davon aus, dass das zentrale Thema der Geschichte Südafrikas die Wechselwirkung zwischen den Menschen mit so verschiedenen Ursprüngen, Sprachen, Fähigkeiten und sozialen Ordnungen sein müsse. Diese Sehweise ist geeignet, manches in neuem Licht erscheinen zu lassen.

Band 1 beginnt mit archäologischen und ethnologischen Studien und reicht bis 1870. Offensichtlich bereitete das Sammeln zuverlässiger Informationen aus ältern Quellen wie mündlichen Überlieferungen, phantasiereichen und ohne nähere Kenntnis von Land und Leuten verfassten Reiseberichten gewisse Schwierigkeiten. Es besteht die Gefahr von Missverständnissen bei Aussagen von Menschen mit einer völlig andern Mentalität, oder es fehlt auf Grund der bisherigen Forschungsergebnisse überhaupt an verlässlichen Feststellungen, so dass der Geschichtsschreiber sich mit Vermutungen und Hypothesen begnügen muss. Besonders inter-

essant sind die Ausführungen über die einzelnen Volksgruppen, ihre Sprachen und Lebensweise, ihre gesellschaftliche und rechtliche Struktur, ihre Siedlungen und die Beziehungen zwischen einander und zu den Weissen.

Auch der 2. Band über die Zeit von 1870 bis 1966 bietet trotz der nicht immer glücklichen chronologischen und sachlichen Gliederung interessante Aufschlüsse, so über die früher vorwiegend ländliche weisse und schwarze Bevölkerung, die Auswirkungen der Diamanten- und Goldfunde und die dadurch ausgelöste dynamische Wirtschaftsentwicklung; dazu gehört besonders die Abwanderung in die Städte und die steigende Rolle der schwarzen Arbeitskräfte in der modernen südafrikanischen Wirtschaft, ferner die Frage eines permanenten Wohnrechts der Schwarzen in den weissen Städten. Die Verwirklichung der Apartheid wird vom Verfasser des betreffenden Kapitels, Prof. Leo Kuper, als «Konterrevolution der Afrikaner» bezeichnet, obwohl keine schwarze Revolution stattfand und die schwarzen Aktivisten nicht eine Verdrängung der Weissen, sondern ein Mitspracherecht anstrebten.

Umstrittene Apartheid

Den Kampf gegen die Politik der Rassentrennung und für ihr Ideal einer integrierten Vielrassengesellschaft mit gleichem Bürgerrecht und gleichen Ausbildungschancen für alle, sowie Eingliederung der schwarzen Arbeiter in die industrielle Organisation des Landes schildert *Margaret Ballinger*[6]. Die Verfasserin ist gebürtige Südafrikanerin schottischer Abstammung, aufgewachsen in der englisch liberalen Tradition der östlichen Kap-Provinz. Seit 1937 war sie von den schwarzen Wählern der Kap-Provinz gewähltes Mitglied des Abgeordnetenhauses und dadurch neben ihrem Gatten, Senator Ballinger, 23 Jahre lang eine beredte und unermüdliche Wortführerin für die schwarze Bevölkerung im weissen Parlament. So ist ihr Buch eine wahre Fundgrube. Durch ihre eigene parlamentarische Aufgabe war sie auch in ständigem Kontakt mit den Mitgliedern des 1936 von der Regierung Hertzog-Smuts geschaffenen «Native Representatives Council», der ausschliesslich beratende Funktionen hatte mit dem Zweck, der schwarzen Bevölkerung ein gewisses Mitspracherecht zu verschaffen. Ihm gehörten ausser den Regierungsvertretern ausschliesslich prominente schwarze Führer an. Frau Ballinger beschreibt das Bemühen, trotz den Meinungsverschiedenheiten die Verhandlungen fruchtbar zu gestalten, die anfänglich in sie gesetzten Hoffnungen und die schliesslichen Enttäuschungen. Schon unter der Regierung Smuts 1939–48 entfernten sich trotz allem guten Willen auf beiden Seiten die Standpunkte immer mehr, und als 1948 die nationale Partei Dr. Malans ans Ruder kam und 1950 Dr. Verwoerd das Ministerium für Bantu-Angelegenheiten übernahm, wurde der Versuch mit dem Native Representatives Council beendet und durch die neue «Bantustanpolitik» abgelöst.

Das Ringen um die Apartheidspolitik und die damit verbundenen Verfassungskämpfe und Massnahmen bezeichnet Frau Ballinger als «Africanerisation of South Africa». Das Postulat einer dynamischen Entwicklung der schwarzen Bevölkerung fand eine andere als die von den Eingeborenenver-

tretern im Parlament befürwortete Verwirklichung. Begreiflicherweise verfolgte und bekämpfte Frau Ballinger diese Entwicklung, die auch ihrem und ihres Gatten Mandat im Parlament ein Ende bereitete, mit tiefer Enttäuschung. Sie schliesst ihren Bericht mit der Frage, ob die nichtweissen Bevölkerungsgruppen das, was ihnen angeboten werde, tatsächlich auch wünschen.

Die wirtschaftliche Seite des Rassenproblems behandelt Prof. *J. A. Lombard* von der Universität Pretoria in seiner Arbeit «The Concept of Economic Cooperation in Southern Africa» [7]. Ihm schwebt ein modus vivendi systematischer wirtschaftlicher Zusammenarbeit zur Sicherung eines friedlichen Zusammenlebens völlig verschiedener Rassen vor, ohne dass sie durch Integration ihre traditionelle Identität verlieren oder durch eine technisch überlegene Rasse beherrscht werden oder in völliger Isolierung und Stagnation verharren. Eine solche Zusammenarbeit scheint ihm möglich, da die Schwarzen nicht die Anwesenheit der Weissen als solche beanstanden, sondern nur die Beherrschung durch sie. Es sei die Beschaffung von genügend Arbeit und Einkommen in den verschiedenen Regionen anzustreben, um die übermässige Abwanderung der Arbeitskräfte zu vermindern, die in einzelnen Siedlungsgebieten der Bantu über 50 Prozent erreicht hat. Ferner solle ein Teil der gut ausgebildeten und aktiven Bantu dazu angeregt werden, mit ihren Familien aus den weissen Städten in die Heimatländer zurückzukehren, wo sie bei der Schaffung von Arbeitsmöglichkeiten für die dort gebliebenen nützlich wären, während sie am bisherigen Arbeitsort wohl durch junge, Ausbildung und Arbeit suchende Kräfte abgelöst werden könnten.

Die südafrikanische Apartheid ist schon längst zur internationalen Streitfrage geworden; diese untersucht *David de Villiers* in «The Case for South Africa» [8]. In überlegener und konzentrierter Weise vermittelt die Schrift eine Fülle von Aufschlüssen über das Werden des weissen Südafrikas, seine Probleme und seine Versuche diese zu lösen, über das Wesen und die Ziele der Apartheidspolitik. Der Verfasser hat 1966 als Advokat Südafrikas dessen Standpunkt in der Südwestafrikafrage vor dem Internationalen Gerichtshof in Den Haag vertreten. In seinen Ausführungen ist de Villiers bestrebt, auch den gegensätzlichen Standpunkten gerecht zu werden. Neben den bisher erreichten Ergebnissen in politischer, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht und vor allem im Erziehungswesen, wo die Politik der getrennten Entwicklung der Rassen stark verbesserte Möglichkeiten für den beruflichen und technischen Fortschritt der nichtweissen Bevölkerung bietet, legt er auch dar, welche Probleme noch immer ungelöst sind und inwieweit die Ansichten der Südafrikaner selber darüber auseinandergehen. Als besonders schwieriges Problem bezeichnet auch er die Frage der Schwarzen in den weissen Städten und ihre Rückführung in die Heimatländer.

Franz Kappeler

[1] Academica, Pretoria und Cape Town, 1969. – [2] Nasionale Boekhandel Bpk, Cape Town, 1969. – [3] Macmillan, Johannesburg und London, 1969. – [4] Cassell, London, 1969. – [5] Oxford University Press, London, 1969–1971. – [6] «From Union to Apartheid – A Trek to Isolation», Juta Ltd., Cape Town, 1969. – [7] Econburo (Pty) Ltd., Pretoria, 1968. – [8] Tom Stacey Ltd., London, 1970.